

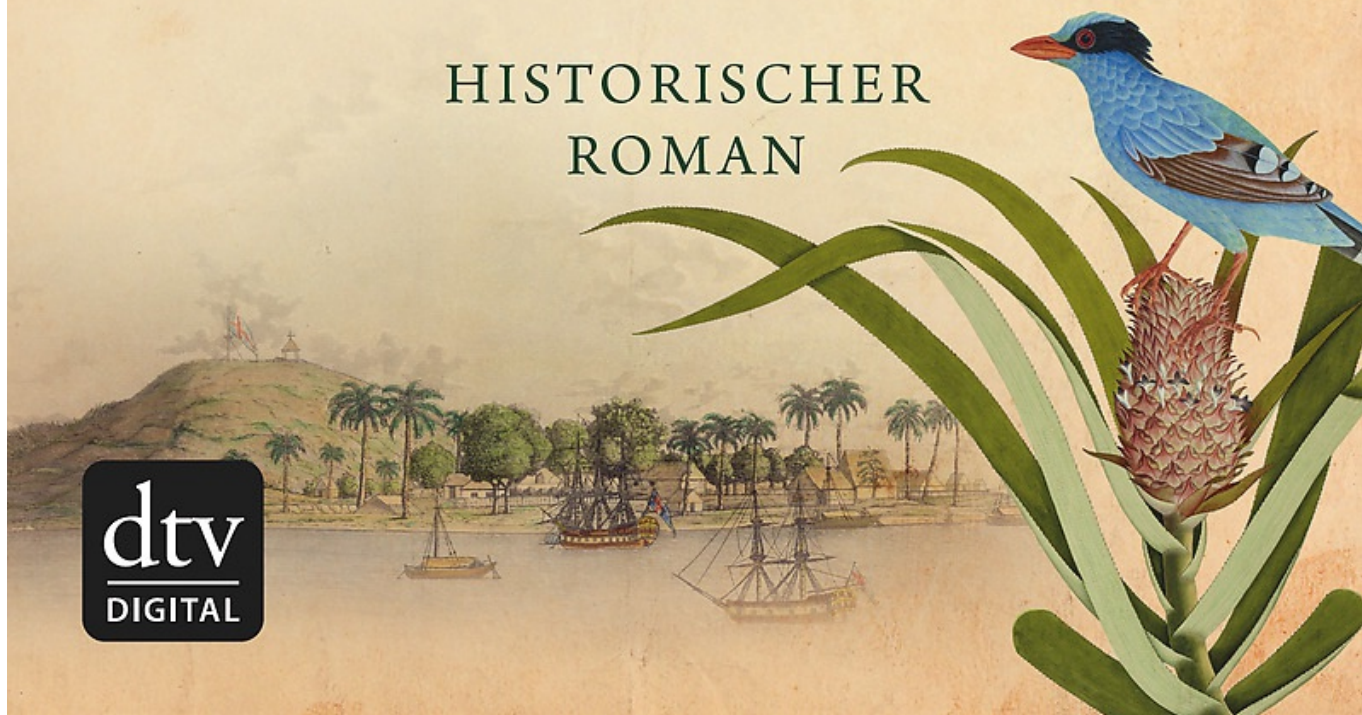


LIV WINTERBERG

Im
SCHATTEN
des Mangrovenbaums

HISTORISCHER
ROMAN

dtv
DIGITAL



wie die Kleidung Tag um Tag stinkend vom Schweiß am Leib klebt? Selbst die geschicktesten Malaien-Mädchen bekommen den Gestank nicht herausgelöst, obwohl sie die Kleidung beim Waschen mit aller Kraft auf Steine schlagen.«

Jedes seiner Worte entsprach der Wahrheit, aber es war eine – sagen wir – durchaus einseitige Darstellung, da Ostindien mehr zu bieten hatte als die erwähnten Schreckensszenarien.

Auch Lillian schien das nicht zu entgehen, denn sie fragte: »Wie ertragen das die anderen Frauen, die ihre Ehemänner begleiten dürfen?«

Joseph wusste, wie andere Frauen das ertrugen. Die meisten von ihnen ertrugen das Leben in der Ferne sogar ausgesprochen gut. Aber das gehörte nicht in dieses Gespräch, und so blieb ihm nichts als eine Erwiderung, die ein weiteres Gespräch ausschließen musste und zudem eine Steigerung seiner vorangegangenen Antwort war.

»Das ist mir völlig gleich«, erwiderte er. »Und was soll diese Frage überhaupt? Glaubst du mir nicht? Dann erkläre ich dir jetzt mal, wie es den Soldaten, also gestandenen Männern ergeht, die nach Ostindien geschleppt wurden. Die Pest grassiert dort immer wieder, und das ist nur eine der tückischen Krankheiten, von denen die Menschen dahingerafft werden, hinzu kommen Fieber und blutige Durchfallerkrankungen. Du kannst dir nicht vorstellen, was für Widerlichkeiten deinen Leib befallen und zerstören könnten. Warte! Warte, hier, gleich habe ich es«, sagte er und wühlte auf seinem Tisch herum. Ungeduldig schob er zwei Bücher und mehrere Blätterstapel beiseite, er hatte doch gestern erst wieder den Bericht eines deutschen Händlers gelesen, der von seinem Aufenthalt in Ostindien schrieb.

Wo war dieses verdammte Ding?

Er wühlte, doch der schmale Band blieb verschwunden. Stattdessen fiel ihm Cooks Reisebericht in die Hände. Eigentlich war das Werk zu alt, aber trotzdem blätterte er hastig in den Seiten. Sein Blick blieb bei den Beschreibungen zu Batavia hängen, die er auswendig kannte. Dieser Ort unterstand den Niederländern.

Ob sie das wusste? Aber das war auch gleich, es ging nicht um Niederländer oder Engländer, es ging um weit mehr: »Hier, das schreibt James Cook zu Batavia, und du kannst mir glauben, es ist heute noch so. Die Altstadt ist auf sumpfigem Gelände gebaut, es ist ein unansehnlicher Ort: Die Kanäle führen stinkendes und fauliges Wasser, und vor allem in der heißen Jahreszeit geht von ihnen ein kaum erträglicher Gestank aus. Die Bäume stehen so dicht, dass kein Wind den Dunst davontragen kann. Noch schlimmer wird die Situation in der nassen Jahreszeit: Dann steigt das Kanalwasser an, es tritt über die unbefestigten Ufer und überschwemmt die tiefer gelegenen Ortsteile. Das Wasser fließt in die Häuser und hinterlässt, wenn es zurückgeht, Dreck. Stinkenden, schlammigen Dreck, durchsetzt mit Kot. Verstehst du? Dieses Zeug muss aus den Häusern geschippt werden, und dann liegt es modernnd in den Gassen, bis der nächste Regen kommt und es wieder in die Kanäle spült. Cook geht auch auf

die Lage der Soldaten ein, die von Europa dorthin gebracht wurden: Sie sterben wie die Fliegen an Krankheiten. Und nicht nur den Europäern ergeht es so: Du kannst Stunden durch Batavia laufen, und dir wird kaum ein Mensch begegnen, der sich einer guten Gesundheit erfreut.«

Joseph versuchte, nicht allzu triumphierend dreinzuschauen, und fragte: »Jetzt sage mir: Willst du so leben? Oder soll ich weitere Beschreibungen heraussuchen?« Vor seinem geistigen Auge sah er die Vorstädte Batavias, wie das liebliche Weltevreden, dessen Name schon darauf hindeutete, dass die Anwohner »wohlzufrieden« waren. Die europäischen Anwohner, versteht sich. Wunderschöne Häuser mit herrlichsten Säulengängen, umsäumt von Gärten, die Parkanlagen ähnelten. Darüber schwieg er sich aus, denn der Kontrast war zu schwierig zu erläutern: Das Leben inmitten der tropischen Landschaft, das mit einem Bad in einem der Flüsse und Seen begann und erst am frühen Abend für kurze Zeit seinen Lauf nahm, da die meisten Europäer die alltäglichen Aufgaben den Malaien überließen, glich eher einem Müßiggang. Die Zeit, die mit Arbeiten zugebracht wurde, war häufig knapp bemessen und auf den Vormittag beschränkt, sie endete in der mittäglichen Hitze, die ein jeder zur Ruhe nutzte. Erst am späten Nachmittag verließen die Europäer ihre Häuser, hielten sich im Schatten, nahmen das zweite Bad des Tages, um nach einem üppigen Essen eine Runde durch die Straßen zu promenieren, wobei die Malaien ihnen mit der einbrechenden Dunkelheit den Weg mit Fackeln erleuchteten. Manche der vornehmen Herren waren sogar zu faul, sich ihre Zigarren anzuzünden, selbst das ließen sie von ihrem Personal erledigen.

Wie sollte er erklären, dass dieses von vielen als Paradies bezeichnete Leben binnen Stunden zur Hölle werden konnte? Er hatte auf die Gefahren hingewiesen. Entweder verstand sie sein Ansinnen, oder sie hatte sich von den Büchern, die sie gelesen hatte, beeindruckt lassen. Dann würde sie seinen Worten vermutlich keinen Glauben schenken, ein Umstand, den er nicht würde ändern können.

Noch immer stand Lillian neben der Tür, inzwischen blass und zitternd. Sie nickte nur und griff erneut nach der Klinke. »Ich verstehe, entschuldige bitte, dass ich dich damit behelligt habe.«

»Auch wenn du es nicht verstehen magst, ich sehe es als einen Akt der Fürsorge. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen. Und die Bücher, die dein Vater dir schickt, gibst du bitte mir, ich werde sie zurücksenden lassen.«

Lillians Augen weiteten sich, nahezu ungläubig wirkte sie. Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, schloss sie die Tür hinter sich.

Joseph spürte einen Anflug von Mitleid, der aber schnell dem Gefühl der Erleichterung wich. Früher hatte er sich um solche Dinge keine Sorgen machen müssen. Aber jetzt blieb ihm keine andere Wahl. Er würde auch die Tür zu seiner Bibliothek künftig vorsichtshalber verschlossen halten, dachte er noch, bevor er sich wieder seinen Aufgaben widmete.



Demutsübungen

Nun hatte Lillian sich das erste Mal in ihrem Leben verliebt, sehr spät überhaupt erst beschlossen, diese Regung zuzulassen, hatte ihren von den Eltern wohlbehüteten Dauer-Nesthäkchen-Kokon verlassen und war zur Ehefrau geworden, mit einer Trauung, die an Lieblosigkeit kaum zu überbieten war.

Seitdem verbrachte sie in London einsame Tage, während ihr Gatte immer wieder außer Haus weilte oder sich, wenn er anwesend war, häufig in sein Studierzimmer zurückzog.

Sie nahm es hin, genauso wie die Tatsache, dass Joseph, wenn er nachts zugegen war, hin und wieder auf ihr lag, in sie eindrang, um nach wenigen Augenblicken wieder von ihr abzufallen, ihre Wange zu tätscheln, sich im Anschluss auf die Seite zu rollen und umgehend einzuschlafen.

Auch wenn niemand sie auf die nächtlichen Intermezzi einer Ehe vorbereitet hatte, störte sie sich wenig daran, da sie nur von kurzer Dauer waren. Sie hielt still und wertete das als Akt freundlichen Entgegenkommens, ja als Zeichen ihres guten Willens, die Rolle der Ehefrau, auf die man sie zumindest im Hinblick auf die Haushaltsführung vorbereitet hatte, nicht nur am Tage, sondern auch in der Nacht erwartungsgemäß auszufüllen.

All das konnte sie sich schönreden.

Aber die Tatsache, dass ihr Gatte bereits wenige Monate nach der Hochzeit gedachte, die nächsten Jahre ohne sie zu verbringen, glich einem Schlag mitten ins Gesicht, der kaum herber hätte ausfallen können.

Denn er traf zweifach.

Erstens zeigte er, wie weit entfernt Joseph noch immer von ihr und dieser Ehe war. Zweitens offenbarte er deutlich: Ihre Bemühungen um ihn hatten in keinerlei Weise gefruchtet. Sie würde zum Gespött der Londoner Gesellschaft werden und dastehen wie eine Frau, deren Mann schon nach wenigen Monaten vor ihr die Flucht ergriff. Hätte er nach zehn, fünfzehn Ehejahren darauf bestanden, alleine zu reisen – sie hätte es vermutlich hinnehmen können. Wenn er sie mit gemeinsamen Kindern zurückgelassen hätte, wäre es einfacher gewesen. »Wissen Sie, mein Gatte wollte den Kindern und mir die Reise nicht zumuten und ihnen eine gute Ausbildung in England ermöglichen ...« Solche vorgeschobenen Gründe hätte sie ihm vermutlich geglaubt und sich selbst auch.

All das ging Lillian binnen weniger Sekunden durch den Kopf, noch während sie vor der

Tür zu Josephs Studierzimmer stand und die kühle Klinke in der Hand hielt.

Glasklar lagen diese Erkenntnisse vor ihr. Sie stülpten sich wie eine Glocke über sie und nahmen ihr die Luft zum Atmen. Ohne Ziel lief sie los, durch das Haus mit seinen langen Fluren, den ausladenden Zimmern, deren große Fenster eine wundervolle Aussicht auf die weitläufige Parkanlage gewährten, vorbei an den auf Hochglanz polierten Möbeln und den mit sicherer Hand ausgesuchten Gemälden in schimmernden Goldrahmen. Räume, in denen die Zeit stehen geblieben schien. Alles war mit Bedacht und Geschmack aufeinander abgestimmt, nichts hatte sie umräumen, nicht einmal ihr Schreibpult vor eines der Fenster stellen dürfen. Wollte Joseph ihr damit absprechen, mit ebenso sicherer Hand ihr Zuhause gestalten zu können wie seine verstorbene Frau? Es war müßig, darüber nachzudenken. Sie spürte: Um nichts in aller Welt wollte sie allein in Soho Square zurückbleiben.

Sie wollte an Josephs Seite sein.

Doch momentan schien sie weder hier noch in Ostindien erwünscht.

Tränenblind erreichte sie ihr Zimmer und wies das Dienstmädchen an, den Wagen vorfahren zu lassen.

Wahllos packte Lillian binnen weniger Minuten einige Kleider samt Leibwäsche zusammen und stürzte in die Halle. Sie ließ sich ihren Umhang reichen, und schon saß sie im Wagen. Schaute hinauf zum Fenster, wohl wissend, dass ihr Mann ihren Aufbruch registrierte.

Und nicht darauf reagierte.

Sie wischte sich die Regentropfen aus dem Gesicht und wies den Kutscher, bevor er die Tür der Kabine schloss, mit leiser Stimme an: »Zu meinen Eltern. Bitte.«

Damit steht wieder die Frage im Raum: Wie kann es sein, dass eine Ehefrau, deren Mann sie nicht mit auf die Reise nehmen wollte, Monate später im Indischen Meer um ihr Leben kämpfte?

Eine Frau, die zwar nicht schwimmen konnte, aber in diesem Moment die richtigen Bewegungen machte, um sich ins Leben zurückzukämpfen. Als sie endlich die Wasseroberfläche erreichte, schrie sie innerlich vor Schmerz auf, als ihre Lungenflügel versuchten, sich wieder mit Luft zu füllen. Doch kein Laut konnte der Kehle entweichen, die sich anfühlte, als würde sie mit eiserner Faust zerdrückt. Nur mühsam gelang es ihr, den Kopf über Wasser zu halten. Panisch sah sie sich um. Das Salzwasser brannte in den Augen und trübte die Sicht. Die Wellen wogten, und nicht weit von ihr entfernt stand das Schiff lichterloh in Flammen. Sie konnte den Qualm riechen.

Eine Welle schlug über ihrem Kopf zusammen, brennend lief das Wasser durch die Nase und den Rachen hinab. Sie verschluckte sich, hustete und griff mit tränenden Augen neben sich.